

des Ökumenischen Rates, wie dort mit vernehmlichen Klagen aus berufenem Mund erkannt wird. Der Begriff „biblisch“ übersieht, ganz zu schweigen vom Problem verschiedener Traditionen im Kanon des Neuen Testaments, daß ein beträchtlicher Teil der Bibel bzw. des Alten Testaments nach einem treffenden Wort Luthers „der Juden Sachsenspiegel“ war, ihr Gesetzbuch, vor allem für die israelitische Kultusgemeinde. Man kommt allmählich darauf, wie viele Riten und Vorstellungen in der Frühzeit der Kirche aus diesem von Paulus bekämpften Kultusgesetz in das kirchliche Recht eingegangen sind, so daß man Not hat, sie auszuscheiden und die biblische Erneuerung gegen gewisse sakrale Elemente aus vorchristlicher Zeit, etwa dem Pentateuch, zu wenden. Es würde über das Ziel hinausschießen, wollte man behaupten, daß wir Katholiken — das gilt für Laien ebenso wie für den Klerus und die Hierarchie — immer noch nicht den Unterschied von „Gesetz und Evangelium“ richtig verstanden bzw. das Evangelium des Apostels Paulus und seine Identität mit dem Evangelium Jesu in der Abwertung der Gesetzstradition für das Heil gelernt haben. Solche Behauptung könnte im Sinne Luthers mißverstanden werden, der hinsichtlich der Vorstellung von Kirche keineswegs mit Paulus übereinstimmt, zumal in der Bewertung des Sakramentsrechtes, und dann wäre sie einseitig oder falsch. Denn inzwischen haben auch lutherische Kanonisten erkannt, daß man Gnade und Recht nicht alternativ verstehen darf (vgl. Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 574 ff.). Es war eine der bemerkenswertesten Wendungen in der theologischen Publizistik zum 450. Reformationsjubiläum, daß evangelische Exegeten wie Systematiker den anthropologischen Ansatz der Rechtfertigungslehre Luthers und sogar der *Confessio Augustana* als unhaltbar erkannt haben. Das ist keine Rückkehr zum *Ius divinum* der katholischen Kirche. Im Gegenteil, sie wird allen Christen neue Einsichten abfordern.

Kein neuer Moses

Daher wird ein wesentlicher Teil der katholischen Bekehrung im Dienst eines echten Ökumenismus darin bestehen müssen, bei Ausschöpfung der Bibel von vornherein manche traditionellen kanonistischen Prämissen zurückzustellen, weil sonst Gefahr droht, daß die Bibel einer Selbstrechtfertigung des juristischen Systems der Kirche dient, statt zu seiner Umwandlung beizutragen. Die Rede von Christus als dem „neuen Moses“ ist zu bekannt, um nicht zu schrecken. Allzu naiv beruft sie sich auf dialektische Antithesen in der Bergpredigt Jesu (Matth. 5, 17 f.), um den Rigor *Iuris* zu verschärfen, und beachtet nicht, daß diese pastorale Überspitzung in der Predigt Jesu an die Adresse der Schriftgelehrten und Pharisäer die Gesetzesgerechten als Sünder am Heilswillen Gottes erweist und die Rechtfertigung des Sünders aus Gnade durch den Glauben an Jesus Christus und die Liebe zu ihm verkündet. Es wird an der Zeit, sich genauer darüber zu verständigen, welches hermeneutische Leitbild für „Wort Gottes“ einer biblischen Erneuerung zugrunde liegen soll, damit wir vor neuer dogmatischer Gesetzlichkeit bewahrt werden. Sie wäre bald das Ende eines echten Ökumenismus. Diese Auseinandersetzung, die aufs tiefste in elementare Lebensfragen der Laien eingreift, hat noch nicht stattgefunden, sie ist kaum theologisch vorbereitet. Daß sie zum Guten führen möge, dafür muß noch viel gearbeitet und sehr gebetet werden.

Für jene, die durch das schlechte Beispiel von Christen von der Kirche ferngehalten werden. Missionsgebetsmeinung für Januar 1968.

Die Missionsintention für den Monat Januar bringt ein sehr bedrängendes Anliegen zur Sprache: daß jene nicht Schaden leiden mögen, die dem Einfluß des schlechten Beispiels, des Ärgernisses durch Christen, die ihren Glauben schlecht bezeugen oder gar pervertieren, ausgesetzt sind. Ihr Thema darf sich gewiß nicht besonderer Modernität erfreuen, denn bei aller Bereitschaft zur Reform, zur Vertiefung des Glaubensverständnisses und seines praktischen Vollzugs neigt der Christ in der Gegenwart nicht wenig dazu, solches Ärgernis mehr in der sozialen Gestalt der Kirche zu entdecken und zu bekämpfen als ohne Beschönigung, Ausflüchte und Kompensationen zu prüfen, ob denn letztlich nicht doch eher er selbst in der Art und Weise, wie er seinen Glauben bezeugt, Ursache solchen Ärgernisses sei. Man hört nicht gern, was die Gebetsmeinung ausspricht. Man redet nicht vom schlechten Beispiel, dessen Existenz und Gefährlichkeit man natürlich nicht leugnet, sondern man führt das damit Gemeinte eher auf die „Unangepaßtheit der kirchlichen Strukturen“, auf die „Mängel der Verkündigung“, auf die „mangelnde Weltzugewandtheit des kirchlichen Glaubensdienstes“ zurück. So zutreffend und berechtigt das alles ist, man redet dabei doch allzu geschmeidig über etwas hinweg, was in einem tieferen und zugleich konkreteren Sinne letzte Ursache dafür ist, daß vielen nicht die wahre Gestalt der Kirche vor Augen tritt, daß ihnen der Zugang zu ihr versperrt bleibt: das Versagen des Christen im konkreten Vollzug seines Glaubens. Damit ist sicher nicht nur der vielbeklagte Mangel an sozialem Engagement der Christen, unser zu schwaches Beispiel sozialer Gerechtigkeit speziell in den Entwicklungsländern gemeint. Es ist damit schon auch die mangelnde Glaubenskraft der Christen, die mangelnde Transparenz unseres Handelns auf Gott hin, die zu schwächliche Nachfolge Christi im Dienst am Nächsten angesprochen, die ja nicht durch irgendwelchen karitativen Sozialdienst „abgegolten“ werden kann, sondern die täglichen Beschwerden ganz persönlicher Verantwortung fordert. Die Gebetsmeinung gestattet keine Ausflüchte, keine Abschiebung der Verantwortung auf den „Apparat“, auf das bloß „Institutionelle“ an der Kirche, sondern verlangt vom einzelnen Christen und den Gruppen, in denen sich Kirche manifestiert, schonungslose Selbstkritik auch auf die Gefahr hin, unzeitgemäß zu wirken. Mit dieser Forderung steht sie in innerem Zusammenhang mit dem Thema der Allgemeinen Gebetsmeinung im gleichen Monat, die im Sinne des Ökumenismusdekrets die „Bekehrung“ als Voraussetzung für die Wiederherstellung der Einheit der Christen zum Gegenstand hat (vgl. ds. Heft, S. 551). Beide Gebetsmeinungen zielen auf den Kern der Erneuerung der Kirche in je verschiedenen Bereichen: auf die ständige *Conversio* der Christen nicht nur in ihrer Gesinnung, nicht nur in ihrem Wollen, sondern in ihrem Vollbringen.

Die Gefahren annehmen

Dennoch könnte diese Gebetsmeinung, und zwar durchaus nicht nur wegen mangelnder Disposition zur Selbstkritik, in manchem zwiespältige Gefühle wecken. Neigt man nicht gerade in manch erbaulicher Missionsschrift dazu, den Sachverhalt etwas zu vereinfachen? Appelliert man an das Gewissen der Gläubigen in Europa oder in den Missionsländern selbst, so weist man häufig auf Beispiele hin, die zeigen sollen, welche schwerwiegenden Folgen das

schlechte Beispiel der Christen für Vertreter der jungen Missionskirchen und für die Zukunft der von ihnen repräsentierten Völker haben kann. Man weiß sehr bald diese oder jene einflußreiche Persönlichkeit zu nennen, die, einmal zum Christentum bekehrt oder gar innerhalb einer Missionskirche aufgewachsen, durch den negativen Einfluß europäischen Christentums in die Arme des Kommunismus oder einer anderen totalitären und atheistischen Ideologie getrieben wurde.

Nicht daß solche Vorgänge geleugnet oder in ihrer Beispielhaftigkeit unterschätzt werden sollten. Im Gegenteil! Sie sind uns Mahnung, alles zu unternehmen, um den Angehörigen afro-asiatischer Länder, die sich zu ihrer Ausbildung oder aus beruflichen Gründen in den von der Geschichte christlich geprägten Industrienationen aufhalten, eine Gestalt des Christlichen zu vermitteln, das in seinem menschlichen und religiösen Kern glaubwürdig erscheint. Und alle, die in den mehrheitlich nichtchristlichen Ländern christliche oder kirchliche Verantwortung tragen, müssen in ihren täglichen Kontakten mit der einheimischen Bevölkerung keine Mühe scheuen, in all der verwirrenden Vielfalt aus den Industrienationen importierter Ideologien glaubwürdiges christliches Zeugnis zu geben. Aber man wird sich hüten, höchst komplizierte Sachverhalte zu vereinfachen. Es ist verständlich, wenn der Afrikaner oder Asiate, der mit dem Christentum durch das Medium westlicher Zivilisation vertraut wurde, der Illusion erliegt, zu meinen, in den „christlichen“ Ländern des Westens müßte das Christentum in seiner anzustrebenden, aber nie vollends erreichten Idealgestalt verwirklicht sein. Und mancher mag sich, da er diese Idealgestalt nirgends verkörpert sieht, enttäuscht von der Kirche abwenden oder selbst dem Sog glaubenszerstörender Kräfte in der religiös pluralen Welt unterliegen.

Die notwendige Ambivalenz

Dieselbe Situation besteht in noch bedrohlicherem Ausmaß in den afro-asiatischen Ländern selbst. Denn auch dort ist der Christ nicht nur dem Nachwirken abergläubischer Praktiken seiner Stammesgenossen, sondern auch den Erscheinungen eines mit der modernen Zivilisation verbundenen Pluralismus der Lebenshaltungen mit ihren sittlichen und religiösen Gefahren ausgesetzt. Wie sehr gerade dieser Einfluß die Missionsarbeit der Kirche erschwert, weiß jeder Missionar. Doch weder gibt es fertige Rezepte dagegen, noch kann man dieser Situation entfliehen. Die im 17. Jahrhundert von den Jesuitenmissionaren in Paraguay geschaffenen Indianerreduktionen, durch die die Einheimischen vom Einfluß und auch vom Zugriff der spanischen Kolonisatoren ferngehalten wurden, bleiben ein missionsgeschichtlich interessantes Beispiel, aber ohne gültige geschichtliche Fernwirkungen. Eine solchem Bemühen noch analoge Mentalität des Behütens bliebe heute jenseits aller gesellschaftlichen Wirklichkeit. Den Problemen, die durch das schlechte Beispiel, das Ärgernis durch Christen der Mission aufgegeben werden, kann nur begegnet werden durch ihre „positive“ Berücksichtigung in der Missionskatechese selbst. Die Christen in den Missionsländern können dagegen nicht immunisiert werden, aber die realistische Hinnahme der vollen Wirklichkeit der Kirche, die überall, wo sie in Erscheinung tritt, auch eine „Kirche der Sünder“ bleibt, gehört zur christlichen Existenz.

Aber noch ein anderer Verdacht könnte angesichts des Themas der Gebetsmeinung aufkommen, ein Verdacht,

der seinen „Sitz“ in der gegenwärtigen gesamtkirchlichen Umbruchsituation hat. Mancher könnte geneigt sein, unter schlechtem Beispiel zu subsumieren, was zwar Ärgernis sein kann, aber Ärgernis mit reinigender Wirkung. Bestehen hier nicht gerade in den Missionskirchen besondere Gefahren? Manche Interventionen von Missionsbischöfen auf dem Konzil und auf der Bischofssynode in Rom lassen es wenigstens vermuten. Empfendet man schon in unseren Ländern manche Reformen als störend oder verwirrend, so dürfte das für die Missionsländer noch mehr gelten. Dort ist die Seelsorgsarbeit ohnehin durch zusätzliche Probleme erschwert. Es fehlt an Personal, es fehlt an Subsistenzmitteln. Man beklagt den Mangel an Fachleuten. Die Missionare, die Bischöfe ebenso wie die Priester, Ordensleute und Katechisten sind überlastet. Was Wunder, wenn man mehr den Bedürfnissen des Tages lebt und weiterzielende Reformen gelegentlich nicht nur als Erschwernis, sondern als Hemmnis oder geradezu als Ärgernis empfindet. Die Angst vor Verwirrung, vor Ungehorsam, vor dem Mangel an Solidarität erwachender und erneuerungshungriger Christen wird größer. Wenn man auch nirgends jede Reform als lästige Störung ablehnt, so gibt es doch ein verbreitetes Zögern. Es fehlt da und dort noch die tiefere Besinnung auf das eigentliche Ziel und Wesen missionarischen Tuns. Es gebriecht vielleicht nicht nur am Willen zur Anpassung, sondern mehr noch am Vermögen, sich selbst, die geltenden Formen missionarischen Wirkens auf den Kern des Evangeliums und die gesellschaftlichen Voraussetzungen von heute zu überprüfen oder in Frage zu stellen. In diesem keineswegs selbstverschuldeten Klima kann der lästige Mahner leicht als falscher Prophet, können die Bemühungen des Reformers bald als schlechtes Beispiel, als Ärgernis für das „Volk“, als Störenfried und Unruhefifter erscheinen — ganz abgesehen davon, daß er es mehr als einmal ja auch in der Tat ist. Aber Ärgerniserregen kann Gewissenspflicht sein, auch wenn dadurch noch so gutgemeinte Konventionen oder bewährte Methoden in Frage gestellt werden. Das Skandalum hat — positiv gewendet — in der Kirche selbst einen eminenten Platz, ja gehört zum Wesen des Christentums, da sich Christus selbst durch Lehre und blutiges Beispiel damit identifiziert hat. Solches Skandalum ist um so leichter zu ertragen, wenn es tatsächlich zum Mittel wird, wahres Ärgernis zu beseitigen: etwa durch Herbeiführung eines echten ökumenischen Verständnisses und einer konstruktiven Zusammenarbeit der Kirchen in den Missionsländern — denn auch in ihrer Spaltung sitzt der Wurm des schlechten Beispiels — oder durch rationellere Zusammenarbeit zwischen den Missionsinstituten.

Man darf der eigentlichen Zielsetzung der Gebetsmeinung ihren wahren Ernst nicht nehmen. Sie richtet sich zunächst an den Einzelnen und an das „kollektive“ Gewissen der Christen in ihrem konkreten Christsein, dem „anderen“, dem Draußenstehenden nicht zum Ärgernis zu sein. Dennoch bleibt realistische Betrachtung, die durchaus biblisch ist, angeraten. Die Ausbreitung des Christentums vollzieht sich im Spannungsfeld der beiden Schriftaussagen Mark. 9, 42 und Matth. 13, 29. Es gilt zwar das Wehe über den, der Ärgernis verursacht, aber es gilt auch die Mahnung Jesu, das Unkraut wachsen zu lassen bis zum Tag der Ernte, „damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut sammelt, mit ihm zugleich auch den Weizen ausreißt“.